

Die Neue Welt

Nr. 50

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

— Kees Doorik. —

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

Während die Gänseritter die Dörfer durchstreiften, kamen überall die Frauen mit der Nase an's Fenster, und die jungen Mädchen, die zur Hausthür gelaufen kamen und der Vorbeiziehenden ihre Tänzer von der eignen Kirmeis erkannten, lächelten ihnen zu, indem sie sagten: „Es sind Die von Dinghelaar!“ Das dauerte bis halb zwölf. Da erschienen wieder auf der Straße von Cappellen nach Dinghelaar. Man zählte sie wieder, und es fehlte nicht Einer.

Kees Doorik, der sich unter die Zuschauer gemischt hatte, wurde in seiner Hoffnung enttäuscht, er sah, daß Fuß seinem neuen Reiter die Rippen gebrochen hatte. Jürgen war der Einzige, der eine Stimme hatte, und um zu zeigen, daß er sich gut am Leben war, schrie er: „In Dinghelaar ist die letzte Station. Ah, ah! von Ferne hören wir das Thierchen wimmern. Wir kommen aus der Mördergrube. Hu, hu!“

Inzwischen stieg Suste Draas, der „Knappe“, zur Reite, und indem er sich List Sap unterhängigst herte, hat er ihn um die Erlaubniß, das Rennen eröffnen. Der König geruhte das gnädigst. Suste hand das leidende Thier von dem königlichen Sattel los und beistellte sich, dasselbe mit den Händen mitten am Seile zwischen den beiden Stangen festzubinden.

Pier Vandrom stieß in sein Horn, und die Jungen schickten sich in eine Reihe.

Bei einem zweiten Signal setzten sie in der Reihenfolge ihrer Bedeutung an, indem sie den Pferden die Sporen gaben. Im Augenblick, wo sie unter dem Seile hindurch ritten, hielten sie sich gerade in der Steigbügel, indem sie die Zügel mit der einen Hand an sich zogen — die weniger Geübten hielten an der Mähne an, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren — und mit der anderen Hand ergriffen den Hals der zitternden Gans und rissen so heftig an, wie ein ungeduldiger Besucher an einer Klinkel. Die Gans wurde dadurch aus ihrer Verhärte und geberdete sich in grotesken Zuckungen, indem sie vor Schmerz schnarrte.

Die zwanzig Reiter ritten alle hindurch und nach dem Draas, dem letzten der Bande, fing der Zug dem König List Sap wieder an, und so ging es fort, zweimal, dreimal, zehnmal, zwanzigmal bis schließlich nicht mehr wußte, wie oft.

Bei den ersten Touren zog die Gans von selbst den Kopf wieder in die Brust zurück, aber sie konnte nicht zusammenziehen wie sie wollte: die Hand des Reiders fand den ängstlichen Kopf unter weichen Federn schon wieder. In die Ränge schoben, zerquetscht und verwundet, zog der Hals

sich immer langsamer zusammen, und schließlich hing er ganz schlaff und kraftlos da und versuchte es nicht einmal mehr, sich den Händen der Himmel zu entziehen.

Unterdessen gönnte man den Pferden eine kleine Rast, damit sie sich verschlaufen könnten, und das gemarterte Thier, das durch diese kurze Ruhe schon glaubte, gerettet zu sein, zog langsam und mit vieler Mühe den halb zerdrückten Kopf wieder an sich.

Gleich darauf kehrten jedoch die schwierigen Fäuste der groben Kerle wieder zu ihrer unbarmherzigen Arbeit zurück, und die mit großen Augen und weit geöffnetem Munde am Fuße des Galgens stehenden Buben sahen wieder, wie das Blut herabtropfte und die Federn herumsflogen.

Mehrmals glaubte man, die Gemarterte sei vollends verendet. Man hatte auf dem Zifferblatt des Kirchturms die Minuten gezählt, die seit ihrer letzten Konvulsion verlossen waren. „Endlich!“ sagten einige Frauen, die nunmehr ansingen, Mitleid zu empfinden; „schon!“ murmelte Jannete, der mit anderen Buben eine Liebhabergemeinschaft bildete, die um nichts in der Welt gewichen wäre.

Man hatte sich jedoch getäuscht, denn das Thier verfiel bloß in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Plötzlich fuhr eine neue Zuckung durch ihren Körper.

Jannete hüpfte vor Freude, als er das sah: „He! nur drauf los!“

Der Folgende war der himmelhafte Müller Hein Blugel. „Nicht so stark, Hein!“ wollte der kleine Andries ihm zurufen, aber es war schon zu spät. Knacks! Dieses Mal hatte das Thier den letzten Stoß erhalten, und nun rührte es sich nicht mehr.

Das Spiel hörte jedoch noch nicht auf. Es hieß nur den Kopf herabzureißen. Viele von den Zuschauern fanden das jedoch langweilig und gingen nach den „Drei Linden“, um dort das Endresultat abzuwarten. Man blieb nicht lange im Ungewissen. Auf einmal riefen Gurrarufe die Gäste aus dem Wirthshaus.

Mit einem einzigen Rucke war der verunstaltete Kopf in der Hand des Siegers geblieben. Dieser hob ihn jubelnd in die Höhe und zeigte seine rotthe Tropfhae. Ein Lächeln von Pier Vandrom proklamirte ihn als den neuen König. Es war Jürgen Jaas.

Jannete hatte diese lange Hinrichtung nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren. Er schlürfte den so sonderbar süßlichen Geruch des Blutes ein, heransetzte sich an dem Anblick der hartnäckigen Grausamkeit jener groben Gefellen gegen ein so schwächliches Thier und fand sein Vergnügen an der allmählichen Vernichtung dieses zähen Lebens. Da der lustige Jürgen nun dem Spas ein Ende gemacht hatte, so mußte Jannete sich mit dem Gedanken

trösten, daß in zwei Jahren die Taute Annemie ihm den dicken Hengst leihen würde und er dann auch auf dem Reinen den Kopf der Gans gewinnen könne, aber er nahm sich schon jetzt vor, denselben nicht zu schnell herabzureißen.

Während er nach dem Kreise hüpfte, der sich um Jürgen gebildet hatte, bemerkte er Kees Doorik, der unbeweglich an die Mauer des Wirthshauses angelehnt stand.

Kees Doorik hatte diesmal dem Ende der Gans mit einem noch grausameren Interesse beigewohnt als der verkehrte Bube. Schon mehrmals hatte er sich gewagt, in die Bruderschaft der Gansreiter einzutreten, indem er vor denen, die ihn dazu einluden, seine Abneigung gegen diesen stülpischen, barbarischen Karneval offen ansprach. Heute war es der Neid und der Haß, die ihn verhinderten, mit der geküßelten Gans Mitleid zu haben. Ja, er hätte sogar an diesem Blutbade theilnehmen mögen. Es wäre ja an ihm gewesen, Fuß zu reiten, und mit diesem tüchtigen Thiere hätte er der Gans den Kopf viel schneller herabgerissen, als jener löselhafte Eindringling von Betrendrecht. Fuß kannte ihn besser als den aumassenden Kerl aus dem Polber. Was hatte Kees ihn gut gepflegt! Er erinnerte sich noch jetzt an jene Abende in der Pflanzzeit, wo er den ganzen Tag bei der Schelbe gepflegt hatte und dann beim Schlenkermeister den Pflug oder die Egge in den Schuppen stellte, um dem braven Fuß die Mühe zu ersparen, das schwere Ackergeräth über die Feldwege umsonst nach Hause zu schleppen und am folgenden Tage wieder zurückzubringen. Fuß war dem Knechte aber auch dafür dankbar und belohnte ihn an jenen Abenden, indem er den Dienst eines Reitpferdes versah und in einem Zuge nach dem Weisshof galoppirte. Aber Fuß hatte gewiß diese glückliche Zeit vergessen, denn wie hätte er sonst diesen Fremden auf seinem Rücken dulden können?

In einem gewissen Momente kam es Kees vor, als säße er auf dem tüchtigen Thiere und als jauchzte man am Ende auch ihm zu. Aber anstatt eines Gänsekopfes schwenkte er in der Luft den schlaffen Kopf Jürgen's, seine Nägel drangen durch dessen flachgelbe Haare und er besprengte die Menge mit dem Blute, das aus den Adern seines Feindes strömte.

Jannete weckte den Trummer mit einem leichten Schläge und flüsterte ihm zu: „Der kennt's, nicht wahr? Was wird Tante Mie über den Sieg unseres Jürgen stolz sein. Seht, da kommt sie schon. Er hat heute Geld in der Tasche, er bezahlt Mess, Essen und Trinken. Aber ich hätte als König der Gänseritter von Dinghelaar Einen aus unserer Pfarrei vorgezogen, zum Beispiel Guch, Kees. Jürgen Jaas ist ja noch ein Fremder. Wie geht's

Guch denn bei Meister Sap? Es giebt wohl weniger zu arbeiten und mehr zu essen als auf dem Weiskhof, he?"

Kees wurde ärgerlich und zog die Hand, worauf Sammele sich davonmachte, aber einige Schritte weiter rief derselbe ihm noch mit seiner kreischenden Stimme zu: „Heute Abend wird man in der ‚Strähe‘ tanzen. Der Bürgermeister hat's erlaubt. Tante Wie wird auch dahin kommen.“

„Mach, daß Du fort kommst!“ antwortete Kees, indem er nach einem Steine suchte.

Währenddem hatten die Reiter den Sieger umringt; sie schwenkten ihre Federhüte und wiederholten aus der Ballade die Verse:

„Unser König begleitet uns; am Biere wird's nicht fehlen...“

„Und wir werden ihn krönen mit einem Band vom feinsten Golde. Hoch die Gläser, heisa!“

Anderer schrien: „Hoch Jürri! Dibat Jürri!“

Dieser streckte ganz stolz seine blutige Hand aus, und Alle schwiegen.

„Freunde,“ sagte er, „ich lasse Euch eine Viertelstunde Zeit, um die Pferde nach Hause zu führen, und dann kommt Alle in die ‚Strähe‘, wo der König auf Euch wartet, die Gabel und das Glas in der Hand.“

„Bravo! Hurra!“ schrien die neunzehn Unterthanen des neuen Monarchen. „Gutverstanden!“ Und damit trennten sie sich, indem sie nach den Ställen hurrten.

XIV.

Im Dorfe wurde es wieder still.

Auf dem Plage hing noch der Strich am Gänsegalgen, und der feuchte Wind zerstreute die dem Thiere ausgerissenen Federn.

Es war Mittag, und aus den Kaminen stieg der blauliche Rauch in die Luft. Kees wußte, daß bei seinem neuen Meister Filip Sap das Essen für ihn bereit stand, aber er verspürte keinen Hunger, und anstatt nach der „Prellschente“ hin zu gehen, wandte er dem Dorfe den Rücken und ging über den Weiskhof.

Die Ebene, die im Westen durch den aufgeschütteten Damm begrenzt wird, dehnte sich düster vor ihm aus. Von den frisch gepflügten und gebängelten Feldern erhob sich ein rauchartiger Dampf. An den Pappeln und Erleu, die sich an den Grenzen der Acker erhoben, blieben die schwebenden Nebelwolken wie Wolke hängen. Die Nachstreifen verfolgten sich zwischen den sprossenden Heiden. Eine sanfte Ruhe verbreitete sich in der Luft, eine laue Wärme, die das Blut anregte, die Augen fast verblendete und die Nase angenehm kitzelte wie früher Bierdampf. Kees empfand mehr als je die sanfte, jechhafte Sättigung, die den Uebergang der Jahreszeiten begleitet. Die Blüte des jungen Mannes irrten unbewußt über die weite Fläche. Er sagte sich, jetzt würden der Roggen und der Spelz bald sprossen, aber er wußte noch nicht, ob er dieses Jahr das Getreide wieder wachsen sähe in den Saatsfeldern um den Weiskhof.

Er fühlte sich gerührt, als er an all' die Arbeiten dachte, die er in den langen vorhergehenden Jahren verrichtet hatte. Er sah jene fetten Felder wieder, auf denen er fast beständig geschuft arbeiten mußte, und auf denen er die angeschwemmte Erde, die an seinen Schuhen hing, beim Hin- und Hergehen streute. Mit dem Monat März beginnt die Aussaat der Erbsen und der Feldbohnen. Kees konnte keinesgleichen nicht, um die Stangen zu pflanzen, was es nötig war, die Schollen zu zerklüften. Nach den Arbeiten des Frühjahrs und des Sommeranfangs wandte Kees sich in Gedanken der Erntezeit zu. Während der heißen Mittagsstunden lagte man sich da unten im Felder auf den Rücken, die Hände ausgebreitet, wobei das abgemähte Feld als Lager und der maßrichtende Erdboden als Kopfkissen diente. Wie gut hatte er diese Mittagsruhe verdient, und wie arbeitete er aber auch wieder nach der nötigen Ruhe! Wer konnte sagen, wie viel Ernte er in all' den Jahren jährlich gemacht und wie oft seine Dammers sich geschäft gehalten!

Nein, Jürgen Faas, der ihn beim Pflügen nicht gleich kam, würde beim Mähen noch weiter hinter ihm zurückbleiben. Nie könnte dieser Lölpel so viel Morgen Getreide mähen wie er!

Und Kees dachte dann auch wieder an das Weib. Weshalb hatte dieses sein ruhiges, der Arbeit gewöhnetes Leben gestört? Die Erde hatte bis dahin Kees ja genügt. Anemie war es, die die Harmonie zerstört hatte, welche zwischen ihm, dem einfachen Bauern und der bebauten Scholle, seiner ersten Geliebten, herrschte. Und jetzt rächte sich die fruchtbare Erde, die sich von jenem herzlosen Geschöpf verachtet fühlte; sie entzog sich ihm und gewährte ihm keinen Reiz und keinen Genuß mehr. Und da Kees auch noch von Anemie getrennt war, was konnte da das Leben ihm noch für Freuden bieten?

Das Wellen eines Hundes weckte Kees aus seiner traurigen Träumerei. Er befand sich im Weiskhofe, vor dem Lager Spikens. Der treue Hund erkannte den früheren Knecht wieder, und riß wüthend an seiner Kette, um ihm entgegen zu springen.

Kees ging nach dem Stalle hin. Die Thür war geschlossen, und er klopfte daran. Ein bekanntes Wiehern antwortete ihm. Fuß witterte den Geruch des früheren Kameraden, und er stürzte auch noch die Stühle aus ihrer Ruhe, die dumpf zu brüllen anfangen. In jenem Augenblick, wo Kees so nahe bei seinem Lieblingshiere war, empfand er mehr Schmerz als Haß, und er streichelte lange den lieben Spik.

Das Haus selbst schien verlassen zu sein. Die Glode hatte da unten für die Nachmittagsandacht geläutet. Anemie war gewiß mit Paulke in die Kirche gegangen.

Vor diesen Mauern, zwischen denen fünfzehn Jahre seines Lebens verlossen waren, fühlte er sich bis in's Innerste seines Herzens gerührt, und er hätte in jenem Augenblick diejenige wiedersehen mögen, die ihn für immer diesem Dache entfremdet hatte.

Mit nassen Augen blinnte er noch einmal über den ganzen Hof, und er kehrte dann entschlossen in das Dorf zurück. Er wollte Anemie entgegen gehen und ihr ein letztes Lebewohl sagen; dann würde er Dinghelaar verlassen und weit in die Welt gehen, wie sie es ihm gerathen hatte.

Der Abend brach allmählig herein, und als Kees an der „Strähe“ vorbei kam, hörte er das Lachen und Schreien der Gänseritter, welche die laute Stimme Jürgens überdünnte. Das genügte, um ihn auf seinen Entschluß verzichten zu lassen und den Gedanken der Rache wieder in ihm zu beleben. Er trat in die Wirthsstube hinein.

Seit Mittag saßen die zwanzig Kerle am Tisch und hatten nichts gethan, als gegessen und getrunken. Sie hatten mächtige Schüsseln voll Kartoffeln mit Zwiebeln, voll Bier mit grünem Kahl und auch die Gans verzehrt, die zwar etwas mager und zähe war, aber mit Speckstücken doch nicht übel schmeckte.

Jürgen bezahlte seine goldene Papierkrone küniglich. Er schlug jedesmal einen befehlenden Ton an, wenn er Bier bestellte, ließ einen Hagel von Flüchen los, und wenn seine Faust auf den schmierigen Tisch fiel, zitterten die Gläser, die, kaum geleert, schon wieder gefüllt wurden.

Die Gänseritter tranken immerfort, zogen dicke Züge aus ihren biden Pfeifen, lärmten und jubelten bei den donnernden Ausfällen ihres Monarchen.

Als sie der Pfeife müde waren, verlangte der freigelegte König Zigarren. Die Kiste machte die Kunde, aber ein Feder-wollie zuerst hineingreifen. Der Kuhhirt Hund kam mit der Hand schon auf den Boden der Kiste, und er protestirte deshalb, indem er von Heim Blugel seinen Theil zurückforderte, den dieser gestohlen haben sollte. Nun fielen Alle über den Müller her und untersuchten seine Taschen, nicht ohne ihn zu lächeren. Heim wehrte sich, mußte jedoch schließlich Hund noch zwei Zigarren herausgeben.

Dieser Streit hatte die Jungen, die alle überjatt waren, ein wenig lebendiger gemacht.

„Nun ja, jetzt wird Musik gemacht!“ rief Jürgen Faas.

Drei Musikanten aus der „Amicitia“ hatten nur auf diesen Befehl des Königs gewartet, und sie

Ketterien mit ihren Stühlen und ihrem Pulk auf einen in der Ecke stehenden Tisch.

„Nun flott darauf los!“ befahl Jürgen. Man machte den Platz in der Mitte leer, und ohne vorzuspielen, ging es: pumptata! pumptata! in einer Walzerbewegung. Der blonde Jürgen sprang auf, stieß mit der Faust in seine Mütze und stülpte sie übers Ohr. Mit ausgestreckten Händen sprang er auf Boote, das Mädchen aus dem Hause, los und fing an, mit ihr zu tanzen.

Zugleich ergriff der rotke Chiel Dhaenens die Mutter, die nicht hinter dem Comptoir herauswollte.

Der Walzer war noch nicht in der Mitte, als der kleine „Poptausend“ berüchtete, die Tante Crampgehe mit Paulke, Lena Potter, der Tochter des Bierbrauers, und Bella vor der Thüre.

„Bringt sie nur herein!“ rief Guil Serbyn, ein pausbäckiger Bursche. „Anemie schuldet dem König einen Tanz.“

Die drei Brüder Dras liefen hinaus, um die Weiber anzuhalten, die dann auch ohne viele Umstände mit hineingingen. Man schrie laut auf, als sie hereinkamen.

Der unterbrochene Walzer wurde wieder angefangen. Jürgen ergriff Anemie bei der Taille.

Chiel Dhaenens beeilte sich, die Wirthin aus der „Strähe“ dem Kris Potter zu überlassen, der die schweren Lasten besser bewegen konnte, und er wollte sich Bella aneignen, die eben im Gange war Kees Vorwürfe zu machen.

„Sie hatten mir doch versprochen, wieder verantwortlich zu werden, Kees,“ sagte sie. „Werden Sie denn wenigstens heute Abend zum Essen kommen?“

Guil Serbyn sprang mit Lena Potter herum, und Paulke war List Sap zugefallen.

„Verlangen wir eine Polka; die ist nicht so ermüdend,“ sagte Anemie nach drei Walzertouren und erröthend lehnte sie den Kopf an die breite Schulter ihres Tänzers.

Was sie ihm ganz leise in's Ohr flüsterte, fiel auf dem Vollmondgesicht Jürgens einen halbverlegenen, halb gedehnten Ausdruck hervor.

„Ah hal! Was erzählen Sie mir da!“ erwortete er nachdrücklich, und indem er schnappte auf sie schaute, fuhr er sich wohlgefällig mit der Hand über das bartlose Kinn.

Als aber die Musikanten wieder einen Walz aufangen wollten, rief er ihnen zu:

„Eine Polka, Donnerwetter, eine Polka!“

Die drei gehorchten, aber der Hornist, der unversahren war und sich durch Jürgen's Flüche erschüchtern ließ, kam außer Athem und gerieth auf dem Takte.

Kees Doorik trat an ihn heran und nahm das Instrument aus der Hand.

„Gieb her, das Geld will ich nicht,“ sagte um den Notenreffer fortzubringen.

Er setzte das Instrument an den Mund.

„Achtung!... Nun ja!“

Diesmal klangen die Akkorde ungezwungen und kraftvoll.

Kees, als Solist der „Amicitia“, schlug den Takt mit dem Fuße und hielt seine Begleiter in Ordnung.

„Bravo, Kees!“ rief ihm mit einem väterlichen Lobe Jürgen zu, der sich viele Mühe geben mußte, um vorwärts zu kommen, da er zu viel gegessen und getrunken hatte.

Nun gerieth aber Alles in Bewegung. Guil Serbyn ließ Lena nicht mehr aus dem Arme, O Corijn tanzte mit Paulke, Boote war aus den Armen des Königs in die ihres Freiern übergegangen nämlich des Maurers Sas, der immer mehr vertrat mit ihr wurde; Kris Potter hatte alle Mühe Welt, um die ungeheure Wirthsfrau herumzubringen.

Von den anderen Gänserittern waren O Atrewyn, Stan Pieter und Guil Wandrom Mäde aus der Nachbarschaft holen gegangen. End tanzen auch noch einige jüngere Burschen unter allein: Dolf Guda mit seinem Zwillingbruder He Sas Kalf mit Luise Zanders, Sammele And mit dem verrückten Heim Blugel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch und sein Werkzeug.

Von Emil Rosenow.

(Schluß.)
 Zur Waffe konnte der Mensch erst gelangen, als er den Gebrauch des Werkzeuges längst gelernt hatte. Das Werkzeug konnte in seiner ursprünglichen Form nicht als Waffe verwendet werden im Kampfe des ersten Menschen, der den Zahn des Raubthiers, das Horn des Stiers, in ihrer furchtbaren Wirkung vergrößert durch Schwung und Sprung, als gegenwärtige Kraft vor sich hatte. Hier war das Werkzeug, wenigstens solange es plump war, eher hinderlich. Eine Zeit lang war die Steinart dem Urmenschen im Kampfe das, was dem Raubthiere der Zahn, bis dann der Wurfspeer sie verdrängte und diesen wieder Bogen und Pfeil. Bei der Abwehr des Menschen kam man fünf Entwicklungsperioden zu Grunde legen: das Beissen, das Hauen, das Stechen, das Werfen, das Schießen. In allmählichen Uebergängen vollzog sich diese Stufenfolge, und ein neues Material leistete dem Menschen dabei wesentliche Hilfe: das Metall.

Als der Mensch die Darstellung der Metalle aus ihren Erzen kennen lernte, brach eine neue Zeit für ihn an. Das Metall setzte ihn in den Stand, sein Werkzeug in großartiger Weise zu vervollkommen und zu verbessern. Holz, Knochen und Stein traten jetzt völlig in den Hintergrund vor dem sieghaften Vordringen des Metalls. Der Kampf ums Dasein, der infolge der Unvollkommenheit der Werkzeuge, den Menschen ganz in Anspruch genommen hatte, wurde durch die Metallwerkzeuge wesentlich erleichtert und dadurch die höhere Entwicklung der Geisteskräfte des Menschen erst möglich gemacht.

Wie hat nun der Mensch das Metall kennen gelernt? An der Oberfläche der Erde oder doch in der Nähe derselben, stieß der Mensch beim Graben auf das Gold in seinem gediegenen Zustande. Sein Glanz, seine Schwere, seine Dehnbarkeit, waren Eigenschaften, die bald auffallen mußten. Bald begann der Mensch nach dem Golde zu suchen. Sein naiver Schönheitsinstinct trieb ihn, dieses Gold zu Putz und Zierrath zu verwenden, da die Funde doch in zu geringen Mengen gemacht wurden, um Werkzeug daraus herzustellen. Aber bei dem Suchen nach Gold stieß der Mensch auf andere Metalle. Mit Kupfer, Blei und Silber findet sich das Gold in den Haupterzen dieser Metalle, in dem Kupferkies und dem Bleiglanz und deren Umwandlungsprodukten verbunden. Das Ausschmelzen des Goldes aus dem Sande oder aus den Erzen führte so gleichzeitig zu der Entdeckung der übrigen Metalle.

Die alten Germanen mußten schon zu einer sehr frühen Zeit gelernt haben, anstatt des Holzes und Steines Metalle zur Herstellung ihrer Werkzeuge zu verwenden. Schon ihre Sagen sprechen für eine frühe Bekanntschaft mit dem Eisen. Eisen und Eisenwaffen spielen in diesen Sagen eine große Rolle. Die Schmiedekunst stand bei den Germanen in hohem Ansehen. Das Hammerzeichen war das Zeichen des Segens; mit einem eisernen Hammer wurde der Trintbecher, der Scheiterhaufen, die Brant, wurden die Verstorbenen geweiht. So weit ein Freier mit dem Hubhammer werfen konnte, so weit ging sein ihm unbefreitbares Eigenthum. Auch die Sage von Wieland dem Schmied zeigt die Verehrung der Schmiedekunst bei den Germanen.

Einsam verweilte im Wolfsthal Wieland,
 Schmiedete Feingold, schäzte Stein
 Und reißte Ringe geruhig am Baß ...
 Es schimmert dem Nidung mein Schwert am Gürtel,
 Das hatt' ich geschärft, so geschickt ich's verstand,
 Das hatt' ich gehärtet, so herblich mir's glückte,
 Die glänzende Waffe ward mir entwandt ...

Das Eisen diente bei den Germanen auch als Werkzeug in den verschiedensten Formen. Entsprechend den geringen Bedürfnissen der Zeit, war die Zahl der Werkzeuge noch nicht groß. Ein alter angelsächsischer Kalender aus dem sechsten Jahrhundert zeigt bei den bildlichen Darstellungen zu den verschiedenen Monaten auch die Abbildung der verschiedenen schon damals gebräuchlichen Acker-

geräte, die wohl alle von Eisen waren; so beim Februar die Feldarbeit mit Spaten und Spitzhacke; beim April das Pflügen; der dargestellte Pflug mit umgebogenem Sech und Pflugmesser und hat auch schon die eiserne Pflugschar; im Juni die Holzarbeit mit Aexten und Schnitzmesser, das ähnlich wie eine Gartenschippe geformt ist; im Juli die Kornerte mit der Sichel; beim Oktober endlich die Schmiedearbeit mit Zange und Hammer.

Das Schmieden blieb eine regelmäßige Beschäftigung auf jedem Hofgute und in manchen Gegenden ist sie dies bis heute geblieben. Es haben sich in manchen Distrikten, wo die alte Sitterwirtschaft noch besteht, auch die kleinen Eisenhämmer erhalten, die der Gutsherr selbst betreibt, wenn die Ernte gethan und das Korn gemahlen ist. Viel mannigfaltiger als im 6. Jahrhundert waren auch die Ackerbaugeräthe zu Karls des Großen Zeiten nicht. Unter seiner Regierung wurden gewissenhafte Vertrauenspersonen als Missi dominici auf die Kammergüter gesendet, die überall Visitationen halten, das Inventar aufnehmen und Meliorationsvorschläge machen mußten. In dem Breviarium Caroli Magni ist ein Gutsinventar mitgetheilt. Auf einem Gute, auf dem ein kleineres königliches Wohnhaus, drei andere Häuser mit 11 Arbeitsstuben, 17 hölzerne Wohnhäuser, 1 Bachhaus, 2 Kornhäuser, 3 Schuppen u. s. sich befanden, auf dem ferner 51 Stuten, 3 Beschälhengste, 16 Zugochsen, 50 Kühe, 260 Schweine und 150 Schafe u. s. gehalten wurden, befanden sich an Ackerwerkzeugen in allem nur 2 Aexte, 2 breite Hacken, 2 Bohrer, 1 Beil, 1 Schnitzmesser, 1 Spindelhobel, 1 Ziehklänge, 2 große und zwei kleine Sichel, 2 mit Eisen beschlagene Holzschanfeln. Weber ein Wagen noch ein Pflug befanden sich auf dem Gute. So gering war der Besitz an eisernen Werkzeugen selbst auf den größten Fürstengütern. Auf Karls des Großen Kammergut Stephanswürth, das 740 Morgen Ackerland und einen enormen Viehstand hatte, fanden sich nur 27 große und kleine Sichel und 7 breite Hacken als Werkzeuge zur Feldarbeit.

Die Eisenerze, aus welcher das Eisen ausgeschmolzen wurde, fanden sich im eigenen Lande und wurden theils an der Oberfläche gesucht und angelesen, theils gegraben.

Ueber dies Graben nach Eisenerzen, aus dem sich der förmliche Bergbau entwickelte, stießen die Quellen aus seiner ersten Periode nur spärlich. Aus unserer Zeit wissen wir, daß die Germanen die aus der Römerzeit bereits bestehenden Bergwerke einfach fortbetrieben, so scheinen zum Beispiel die norrischen Bergwerke nie ganz erlegen zu sein. Auch in größerer Entfernung von den römischen Gebieten sind uralte Eisenbetriebe bekannt. Der Stahlberg bei Schmalkalden soll, der Tradition nach, seit dem Jahre 385 im Betrieb sein. In Thüringen gehörten ferner die Eisenerze bei der alten Waffenstadt Suhl zu den ältesten in Deutschland. Der Bergbau in Meissen bestand bereits zur Zeit Karls des Großen, und im Erzgebirge ist der Eisenbergbau uralte.

Ueber die Art der Eisenschmelzerei der alten Germanen wissen wir nichts Bestimmtes. Es läßt sich nur das Eine mit Sicherheit feststellen, daß sie sich des sogenannten direkten Verfahrens bedienten, d. h. daß sie aus den Erzen unmittelbar schmiedbares Eisen gewannen. Dies geschah in sehr unvollkommener Weise mit schwachen Gebläsen und einfachen Schmelzvorrichtungen. Letztere waren entweder offene Herdfeuer oder niedrige Schachtöfen. Von letzteren hat man auf Hügeln und Bergen Trümmer gefunden. Die Herdfeuer nannte man später Kumpfen und Luppenfeuer, die Schachtöfen dagegen Stucköfen und Wolfsöfen.

Mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens erfuhren Werkzeug und Waffen eine weitgehende Verbesserung. Aus dem hakenförmigen Baumast, der als Patenpflug zur Bearbeitung der Ackerhölle diente, wurde durch die eiserne Pflugschar das vollkommene Werkzeug. Das siegreich vordringende Eisen und das aus ihm hergestellte Werkzeug wurde dem Menschen der beste Helfer auf seinem großen Kulturwege. Immer waren es neue Bedürfnisse und das Verlangen nach besserer Befriedigung der-

selben, die neue Methoden, neue Werkzeuge erfinden ließen. Der Drang nach besserer Befriedigung aller Bedürfnisse war auch schon früh Veranlassung für den Menschen, neben Werkzeugen Gefäße herzustellen. Des Menschen erstes Gefäß war die hohle Hand; doch das Bedürfnis; Flüssigkeiten aufzubewahren oder zu transportiren, bewirkte die Herstellung der Gefäße. Harte Früchte, große Nüsse und Eier, Muscheln mußten ihre Schalen hergeben, um dem Menschen als Gefäße zu dienen. Selbst des Schilfes hohle Stengel entsprachen schon den Anforderungen gewisser Naturvölker. Den Viehzucht oder Jagd treibenden Völkern ward das Horn das Trinkgefäß. Als die natürlichen Gefäße dem menschlichen Zwecke nicht mehr genügend entsprachen, begann ihre künstliche Darstellung. Das nächstliegende Rohmaterial war wohl das Holz, welches nur eine geringe, nachhelfende Bearbeitung verlangte. Rohr, Blätter, spaltendes Holz, dessen dünne Stäbe verwendet werden konnten, fanden in ähnlicher Weise wie die Produkte des Thierreiches: Knochen, Schalen, Häute, Hörner usw. Verwendung. Bei Weitem ausgedehnter aber war die Anwendung der Mineralien, obenan der bildsame Thon. Dem halbwegs aufmerksamen Verstande des Menschen mußte das Erhitzen des Thones durch Dörren und Brennen bereits sehr früh in der Natur auffallen. Das brachte ihn auf die Herstellung thönerner Gefäße. In dieser Herstellung lediglich durch die menschliche Hand besitzend noch heute alle Naturvölker eine von den Reisenden vielbewunderte Geschicklichkeit. Die Erfindung und Anwendung der Drehscheibe gab der Töpferei einen großen Aufschwung. Bereits den alten Ägyptern war ihre Anwendung bekannt und ebenso den Chinesen, in deren Porzellanbereitung sie schon vor mehr als zweitausend Jahren verwendet wurde.

Die Gefäße waren ihrer ganzen Natur nach für den Menschen auch die ersten Objekte zur Anbringung gewisser künstlerischer Ideen, die bis zu der vollendeten Schönheit der Form gedieh. Doch so groß auch der Fortschritt menschlicher Werkthätigkeit gerade in Bezug auf die Gefäße ist, in ihrer Form tritt uns immer wieder die Erinnerung des Menschen an die ursprüngliche Gestalt entgegen. Die runde Form der Früchte, die längliche des Eies, die cylindrische des gehöhnten Astes oder die kegelförmige des Hornes tritt uns immer wieder in den Gefäßen entgegen, so oft auch die Mode wechselt und so weit sich die Kulturepochen von der Zeit der ersten Gefäße entfernen.

Werkzeug und Geräte bildeten schließlich eine Anzahl von Besitzthümern, die er nicht im Stiche lassen konnte, als das Bedürfnis, sich von einem Ort zum anderen zu begeben, im Menschen rege wurde. So führten seine noch so kleinen Wanderungen zur Erfindung neuer Hilfsmittel zum Zwecke des Transportes. An der Küste der Meere, an großen fischreichen Flüssen, wo der Mensch dem Fisch und dem Seethier nachstellte, beobachtete er sowohl dieses Thier selbst beim Schwimmen, als auch das auf der Wasseroberfläche treibende Holz. Das machte seinen Nachahmungstrieb rege. Er heftete Holzbalken zusammen und überließ sich auf ihnen der Strömung. So konstruirte er das Floß. Seine Gefäße waren ihm das Modell zur Ausbuchtung oder Ausbrennung des Baumstammes, der als Kahn benützt wurde. Hier Baumrinde, dort Thierhäute, bildeten in der weiteren Entwicklung das Material zur Herstellung des Kahnes, der bei den Jäger- und Hirtenvölkern rasch eine ziemlich hohe Stufe der Vollkommenheit erreichte; war dieses Gerath doch eines der Hauptmittel, sich die tägliche Nahrung zu verschaffen. Vom Fische lernte der Mensch das Rudern und Steuern, und schließlich gelang es ihm auch, den Wind zu Hilfe zu nehmen, indem er ihn mittelst des Segels, dessen Wände von Blätterwerk oder aus einem Faserstoffgewebe hergestellt waren, aufstieg.

Im Innern des Landes aber entstand, wie auf dem Wasser Floß und Kahn, die Schleife, bei den Polarbewohnern der Schlitten. Wo das Holz nicht oder nicht in genügender Menge vorhanden ist, greift der Mensch früh und erfindend zu den Stoffen, die sich ihm bieten. Der Eskimo versteht es, die Kufen seines Schlittens aus Walfischknochen herzu-

stellen oder gar durch einander gereichte und mit Wasser begossene Fische Gischlitten herzustellen, die zur Noth ihren Zweck erfüllen. Die mit drehbaren Rundscheiben versehene Schleife wurde der Anfang des Wagens, jenes Transportmittels, welches dem Menschen so ungeheure Dienste gethan hat.

Die Vervollkommnung seiner Werkzeuge setzte den Menschen in den Stand, seine Kleidung zu vervollkommen und immer höher auf der Bahn der Gesittung zu schreiten. Burde zunächst das rohe Fell des Thieres oder die gegerbte Haut benützt, so wurde unter der Entwicklung der Werkzeuge auch die Herstellung der Kleidung kunstvoller. Die Faserstoffe wurden durch Verknüpfen und Flechten miteinander vereinigt, und damit der erste Schritt zur späteren Weberei gethan, eine der ältesten menschlichen Erfindungen.

Das kümmerliche Holz- und Steinwerkzeug des Menschen hat so, immer verbessert und vervielfacht durch die vermehrten Bedürfnisse und die steigende Intelligenz seines Erzeugers, eine großartige Entwicklung erfahren. Eine Vielheit von Werkzeugen steht schließlich dem Menschen zur Verfügung: zur Bearbeitung der Erde, die ihm geboren hat, zum Bau menschlicher Wohnungen, zur Erlangung der thierischen Nahrung und zur Abwehr (Waffen), zur Herstellung von Kleidung, von Geräthschaften und zur Erzeugung der Werkzeuge selbst. Schließlich aber ist auch die Entwicklung der Transportmittel nichts als die Erweiterung, Vervollkommnung und Vervielfältigung der primitiven Hülfsmittel, die der Mensch sich schuf, und die zusammenhängen mit dem Werkzeug selbst.

Der Aufschwung aller Verhältnisse, die Erweiterung unseres Gesichtskreises, die vermehrte Kenntniß, kurz Alles, woraus die heutige Gesittung ihre Nahrung zog, wurzelt in der fortwährenden Verbesserung der Werkzeuge, die in der Maschine ihre höchste Entwicklung gefunden haben und die noch immer die Menschheit weiter treiben, unaufhaltsam, auf der Bahn ihrer Bereicherung und Befreiung.

Japans Wandlung.

Von Hans Bloch.

Japan gilt die Meinung, daß die Frau keine Erbin braucht, noch mehr, als in Europa. Die Stellung der japanischen Frau ist zwar nicht so niedrig und unfrei, wie in den Ländern des Islams, aber doch bedeutend niedriger, als im Westen, von Amerika, von Nord-Amerika gar nicht zu reden. Die japanische Frau der „besseren Stände“, wie sie die Jahrhunderte dauernde „Erziehung“ in der alten japanischen Gesellschaft gebildet hat, muß das Entzücken eines jeden europäischen Beobachters hervorrufen, dessen Ideal die dem Manne gehorame, von ernstern Dingen nichts wissende, mit einem Anflug äußerlicher Bildung ausgestattete Gattin ist. Mehrere Schilderer Japans haben dem auch begeistert den unvergleichlichen Reiz der japanischen Frau besungen, die so etwas überausartes, Sanftes und Bescheidenes hat, der alles Entschuldigende, alle unweibliche Energie und männliche Emphatungsgelüste völlig fremd sind. Sie läßt sich ruhig zur Ehe führen, ohne um ihren Willen bekümmert zu sein. Darin sind übrigens die Männer nicht besser daran, da die Eltern die Gemüth bestimmen und Liebe dabei keine Rolle spielt. Frau Erbschaft hat die Ehe leicht löslich. Das Eheverhältnis ist konzipiert am besten die Stellung der Frau. Bis zum Jahre 1873 hatte der Mann allein das Recht, die Scheidung zu begehen, und zwar unter Andern auch aus folgenden Gründen: Ungehorsam gegen die Schwiegereltern, Unfruchtbarkeit, Lasterhaftigkeit, Eifersucht und Neid, Verschwendung oder unordentliche Kunstfertigkeit, Neidhaftigkeit und Eifersucht. Dann wurde auch der Frau das Recht gegeben, auf Scheidung zu klagen, wenn der Mann zu unfruchtbar oder eine andere Strafe erlitten. Die Bestimmung ist aber fast gänzlich außer Acht gelassen, weil die Kinder und das Eigentum der Frau auf alle Fälle dem Manne verbleiben. Dem Weibe wird unerschöpfliche Treue ver-

langt, die es auch fast ausnahmslos hält, während der Mann das Recht der Unreue und, wenn auch das Gesetz es nicht sagt, doch das durch die Sitte geheiligte Recht hat, Nebenfrauen zu haben. Der Mikado hat noch heute seinen Harem und der zum Thronerben proklamirte Prinz ist der Sohn einer Nebenfrau. Bei den Gründen, die den Mann zur Scheidung berechtigen, ist es kein Wunder, daß von den Ehen etwa ein Drittel geschieden wird. Es würden noch mehr sein, wenn nicht die Sitte, daß die Familien vermitteln, Schranken setzte.

In den handarbeitenden Klassen ist übrigens die Frau mehr die Gefährtin des Mannes geworden. Da sie am Daseinskampfe thätig theilnehmen muß, hat sie sich Achtung erworben und ihre Kräfte entwickelt. In den „besseren Ständen“ beginnen die weiblichen Ideen, langsam und vereinzelt erst, die Stellung der Frau zu heben. Bessere Erziehung der weiblichen Jugend nach westlichem Vorbild hilft dazu mit.

Der Umstand, daß bei der Verheirathung der Wille und die Neigung der Mächtigsten so wenig mißspricht, zeigt, welche Bedeutung der Familie, trotzdem die gemeinsame Haftung ihrer Glieder längst juristisch gefallen ist, noch in Japan zukommt. Tief eingewurzelte Sitten lassen sich eben nicht durch Paragraphen einfach aufheben. Gehorsam gegen das Familienhaupt, Ehrerbietung gegen das Alter, ist die erste Pflicht des Japaners; das Recht der von der Familie losgelösten Persönlichkeit kennt die japanische Anschauung noch nicht, die am Ahnenkult, der fast noch ungebrochen fortdauert, ihre stärkste Stütze findet.

Japan ist jetzt ein konstitutioneller Staat. Nicht etwa von Gnaden des Mikado — die Herrscher geben nur dann Rechte, wenn sie müssen. Es hat sich eben die wirkliche Beherrscherin des Staates, die Klasse der Samurai, in dem Verfassungskonvent ihr Werkzeug geschaffen. Der höhere Adel, die ehemaligen Daimios, ist an Zahl ihr gegenüber verschwindend, die politisch erwachte Schicht des Volkes steht in ihrem Bann. Der Mikado hätte, wenn er gewollt, der konstitutionellen Partei nichts entgegenzusetzen gehabt. Als er 1881 die Verfassung versprach, handelte er gewiß nicht sehr freiwillig, das zeigt das offen ausgesprochene Bedauern über die Stimmung im Lande und die Androhung strenger Strafe für die, so durch Förderung radikaler Reformen die Ordnung und den inneren Frieden störten. Zudem sind die Rechte des Parlaments möglichst beschränkt worden, die Minister sollen nur dem Monarchen verantwortlich sein, im Falle der Nichtbewilligung des Budgets kann die Regierung das des vorhergehenden Jahres dekretiren. Ein Herrenhaus ist geschaffen nach preussischem Muster und das Wahlrecht zum Unterhaus an eine für japanische Verhältnisse erhebliche Steuerleistung geknüpft, so daß von den etwa 42 Millionen Einwohnern 1895 nur etwa 500 000 Wähler waren, worunter etwa 25 000 ehemalige Samurai, jetzt Shizoku genannt. Pressefreiheit und andere Volksrechte wurden mit dem Salgen daneben gewährt. Es ist eine Verfassung für die Herrschaft einer Aristokratie und konnte deshalb den alten Samurai, die die Restauration nach oben gebracht, wohl genügen. Sie, die die besten Staatsstellen im Zivil- und Militärdienst besetzen, die andererseits auch die Leiter der jungen Industrie des Landes sind — der eigentliche Bürgerstand ist noch zu wenig entwickelt —, sind die Herren des Staates. Aber neben den Jatten stehen die hungrigen Samurai, die die Restauration deklariert hat und die sich, soweit sie nicht Handarbeiter, Untertassige und Polizisten geworden sind, mit Vorliebe durch die Papi eine Stellung zu erringen suchen. Aus ihren Reihen weiß kommen die Soshi, die untersten der politischen Agitatoren, die unter Umständen die Politik im Dienste einer Person, einer Partei oder auch der Regierung mit Mitteln und Schwertern machen. Der große Umwandlungsprozeß, den Japan durchmacht, und der alle alten Vorstellungen erschüttert, mußte radikalen Ideen zudem günstigen Boden bereiten. Und so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß das Parlament sogleich der Schan-

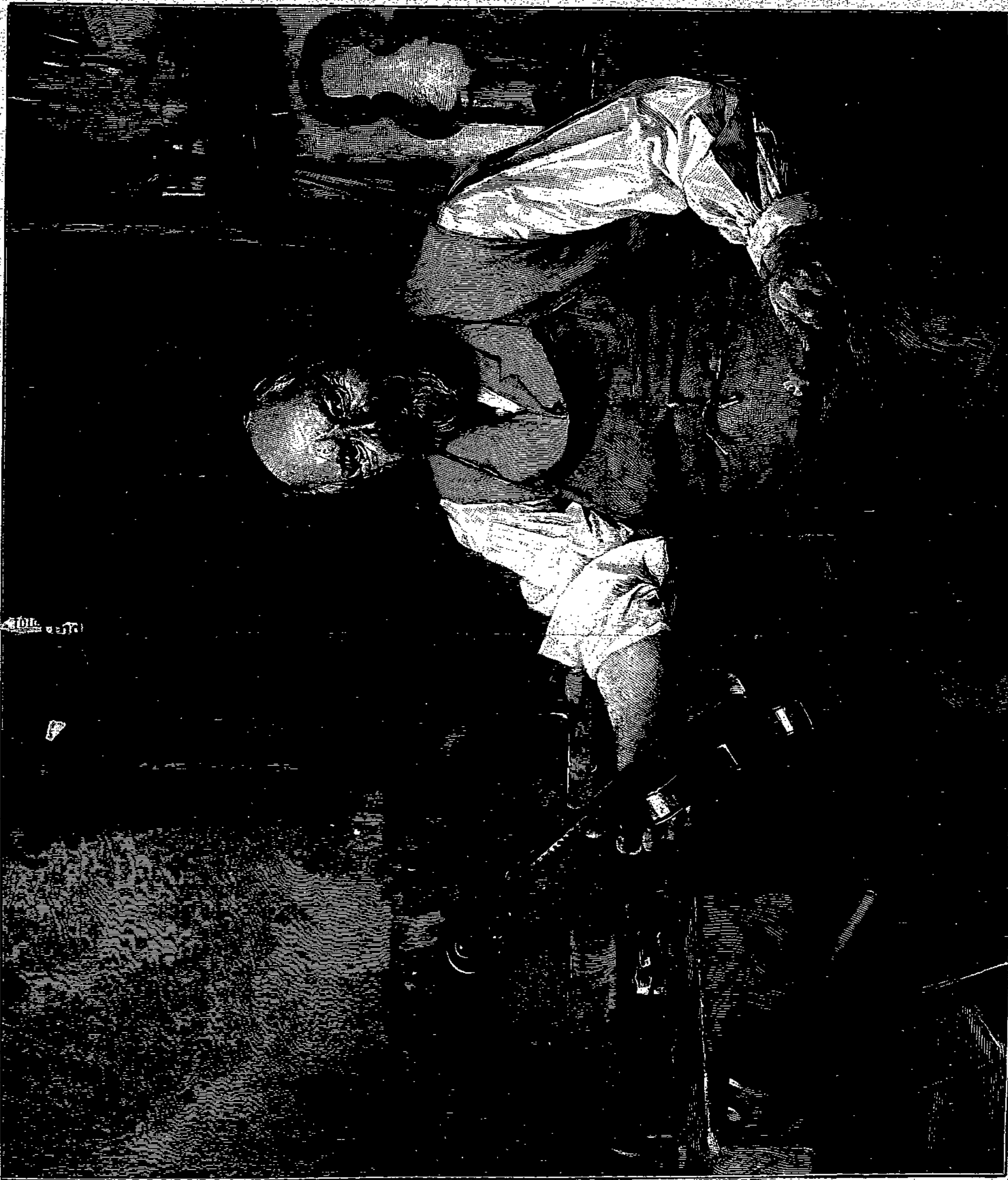
plaz heftiger Kämpfe wurde, daß eine Aufstufung auf die andere folgte. Der Kampf drehte sich hauptsächlich um die Anerkennung der Verantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament. Nebenher läuft der Kampf gegen die Herrschaft der Landsmannschaften der Silbens, der Männer der Landschaften von Saka und Choshu, die die Hauptkraft der Revolution waren, sich als die Sieger in die Regierungsgewalt theilten und die ersten Blöße an der Staatsverfassung befechteten. Aber auch ein stark chauvinistischer Zug hat den Parlamentarmeereiten innegewohnt. Die Ministerien, die die Annerion Hawais, die Amerika zulekten, die Halbinsel Saotung, die China nach dem Kriege abgetreten hatte, auf das Drängen Auslands, Deutschlands und Frankreichs zurückzugeben, Rußland in Korea sich festsetzen ließen, hatten heftige Angriffe zu erdulden. In dieser Kämpfe hat das Land dem parlamentarischen Regierungssysteme genähert. Die Parteien, die ursprünglich mehr als Kluge zur Verfolgung enger persönlicher Interessen oder bindendes Programm waren und von landsmannschaftlichen Rücksichten sich oft beherrscht sahen, begannen langsam, sich um größere politische Gesichtspunkte und feste Programme zu konsolidiren. Der Zug der Entwicklung geht nach links. Eine Verfassungsreform, die die Zahl der Wähler auf 2 100 000 erhöhen würde, hatte im vorigen Jahre die Mehrheit des Parlaments für sich. Einem Unterrichtsminister passierte es kurz vorher, daß er in einer Parlamentarrede einen Satz begann: „Wenn wir eines Tages die Republik haben werden.“ Es kostete ihn diese Entgegnung allerdings das Portefeuille. Das Ansehen des Mikado, der an seiner göttlichen Abstammung festhält, wie die Monarchen Europas, dem „von Gottes Gnaden“, ist unter den Gebildeten stark im Sinken. In einem Dekret hat man die höchsten Japanern, die vor der Restauration in ihren Herrschern auf allen Vieren krochen, anbefohlen, den Hut vor dem Kaiser abzulegen, was Turot sah, wie die Polizei einige Zuschauer dieses Dekret erinnern mußte. Bei alledem ist nicht vergessen worden, daß ein Verhältniß, das kleiner Theil des Volkes von der politischen Bewegung ergriffen ist, daß in den ländlichen Bezirken noch heute der Mikado der halbe Gott ist. Die dumpfen, gleichgültigen Massen bestimmen nicht die Gesichte der Staaten.

Für das, was der Westen Japan gegeben, hat es uns seine Kunst geschenkt, die liebevolle Kleinkunst, die Kunst der anmuthigen Dekoration, die gesunde Realistik athmet. Die Natur ist die Lehrende des japanischen Künstlers, ihr schließt er sich an Frische und Innigkeit an. Diese Kunst und die mit ihr innig verbindende Kunstgewerbe wirkten als sie 1873 auf der Wiener Weltausstellung zum ersten Mal in größerer Umfang: Europa bekannt wurden, wie eine Offenbarung und haben auf unsere Geschmacksrichtung tiefgreifenden Einfluß geübt. Eine Quelle der Verjüngung und Erneuerung ist die japanische Kunst der Kunst des Westens geworden. Ein Punkt aber, worin wir die japanische Kunst noch nicht erreicht haben, das ist sein lebendiges Gefühl für das Schöne, besonders für das Schöne in der Natur. Das ist in Japan Gemeingut des Volkes. Selbst der Kuli und der Bauer strömen zur Zeit der Kirschblüthe und anderen Zeiten, da die Natur ein festliches Anziehung, in Schaaren den Gegenden zu, die ob ihrer landschaftlichen Schönheit im Lande berühmt sind. Die Kunst, die heute noch zwischen dem geistigen Leben des Japaners und den europäischen Einwirkungen klafft, die er übernommen hat, wird nicht mehr ausgefüllt werden, je mehr die japanische Volkswirtschaft in das Stadium der kapitalistischen Produktionsweise eintritt. Und das hängt weniger von dem guten Willen der Japaner ab, der überall bei den führenden Schichten durchaus vorhanden ist. Vielmehr ist es die unaufhaltsame wirtschaftliche Entwicklung, die Japan auf dem einmal betretenen Wege vorwärts treibt. Wie revolutionärend sie auf die geistige Welt einwirkt, das können wir in Japan schon erkennen. Die rapide, großartige Entwicklung der Industrie ist im besten Zuge, den japanische Arbeiter aus dem geduldeten, bedürftigen, un-

zum „begehrlichen“, klassenbewußten Proletariat zu machen, der mit der Waffe der Organisation um wirtschaftliche Verbesserung und um politische Rechte kämpft. Wie in Europa, so hat auch in Japan der junge Industrialismus schreckliche Mißstände geboren: Hungerlöhne, übermäßige Arbeitszeit. Die

Spinnereien für männliche Arbeiter 1888 28, für weibliche 18 1/2 Pfennig, 1897 dagegen 60 1/2 und 44 Pfennig. Banarbeiter werden besser bezahlt, die Erbarbeiter verdienen 1897 96 Pfennig bis 1,16 Mark, Staatsarbeiter bis zu 1,80 Mark. Diese Sätze sind zweifellos noch sehr niedrig, indes

Ausstände stetig zugenommen. Und die Erfolge sind nicht unerheblich. Erleichtert wurde der Kampf den japanischen Arbeitern durch das Bestehen zahlreicher alter Korporationen unter ihnen, die sich leicht mit modernem Geist erfüllen, in gewerkschaftliche Organisationen umwandeln ließen. So haben sich



Der Geigenmacher. Nach dem Gemälde von R. Huthsteiner.

Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft, die schändliche Praxis, Kinder im zartesten Alter, von fünf Jahren an schon, in die Fabriken zu sperren, all das finden wir in Japan. Nur der große Arbeitermangel hat den japanischen Unternehmern einige Schranken gezogen, so daß wir wenigstens nicht 14-, 16- und 18stündige Arbeitszeit antreffen, wie sie der junge Kapitalismus in Europa entstehen ließ. Der Arbeitermangel ließ mehrfach die Löhne selbst ohne direktes Zutun der Arbeiter steigen. So war der Tages-Durchschnittslohn in den Baumwoll-

darf man sie nicht ohne Weiteres mit denen Europas vergleichen; die Verschiedenheit der Lebenshaltung ist zu berücksichtigen. Andererseits aber sind mit den Löhnen die Waarenpreise gestiegen, die der Lebensmittel wie der sonstigen notwendigen Bedarfsartikel.

Die japanischen Arbeiter haben sich indes mit dem Steigen der Löhne, das der Arbeitermangel den Unternehmern abzwang, nicht begnügt; sie haben nachgeholfen. Nachdem das Jahr 1895 die ersten schüchternen Streikversuche gebracht hatte, haben die

Arbeiter zu Yokohama eine Gewerkschaft ganz nach dem Muster der englischen Trade-Unions geschaffen; die Mechaniker, die Buchdrucker, die Banarbeiter von Tokio haben sich in derselben Weise organisiert. Gegen Ende des Jahres 1897 schätzte die „Japan Mail“ die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter Japans auf mehr als 300 000.

Neben der gewerkschaftlichen aber hat sich auch die politische Arbeiterbewegung entwickelt. Japan hat seit einigen Jahren seine Sozialdemokratie. Kurz nach dem Kriege von 1895 sandte die Regierung

fünf Generalstabsoffiziere zu militärischen Studien nach Europa. Zwei von ihnen kehrten als Anhänger des wissenschaftlichen Sozialismus zurück und brachten eine japanische Uebersetzung des kommunistischen Manifestes in's Land. 1897 gründete bereits ein junger Japaner, der in Australien an der sozialistischen Bewegung Theil genommen hatte, ein sozialistisches Blatt, das allerdings sehr schnell die japanische „Pressfreiheit“ zu kosten bekam: Es wurde verboten. Die Führer der jungen Partei wurden verfolgt. Aber die japanische Sozialdemokratie entwickelte trotz ihres jugendlichen Alters, obgleich sie eigentlich erst im Keime vorhanden war, nicht geringere Widerstandskraft, als ihre Schwesterparteien in Europa. Der Sitz der Partei wurde nach San Francisco verlegt und von dort aus wurden die großen Industriezentren Japans bearbeitet. Schneller als manche Regierung des erleuchteten Westens, hat denn auch

die japanische das Vergebliche und Thörichte einer solchen Unterdrückungspolitik eingesehen. Heute erscheint in Japan schon eine sozialistische Tageszeitung, die „Arbeiterwelt“, die unter der Kontrolle der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen steht. Auch das internationale Gefühl hat sich in der jungen Partei gesund entwickelt; zum vorjährigen Pariser internationalen Arbeiterkongress entsandte sie in der Person des Genossen Murai einen Vertreter. Leider mußte Murai, als er in England weilte, noch vor Beginn des Kongresses nach Japan zurückkehren. Dem internationalen Comité aber, das der Pariser Kongress in Brüssel eingesetzt hat, haben die japanischen Sozialisten zwei Vertreter zugeordnet, darunter den Genossen Katayama, den Redakteur der „Arbeiterwelt“. Damit ist die Sozialdemokratie des Sonnenaufgangslandes selbst den Parteien einiger europäischer Länder — Portugal, Rumänien, Bulgarien — voraus.

Das rasche Wachsen des Sozialismus ist für gewisse Beurtheiler Japans ein Grund mehr gewesen, die Zukunft des Landes pessimistisch zu deuten. Uns dagegen erscheint damit erst die Gewähr für das glückliche Gelingen des großen Experiments gegeben: Mit den Schäden der Zivilisation hat Japan auch das Heilmittel angenommen. Im jungen Sozialismus ist die Kraft erstanden, die die Dauer des Zivilisationswertes der letzten drei Jahrzehnte verbiligt. In unverbrossener Kleinarbeit wird er dem japanischen Proletariat immer größeren Antheil an den Segnungen dieser Zivilisation erkämpfen. Und mit seinen großen begeisternden Ideen wird er die Herzen erfüllen, in denen der alte Glaube an die Shintogötter und die buddhistischen Götzen wankt und zerbröckelt. Der japanische Sozialismus ist uns Birge, daß das Land des Sonnenaufgangs einst ein Land wahrer Kultur sein wird.

Die schöne Barbara.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

(Fortsetzung.)

Möglich sprengte eine Schaar junger Männer zwischen den Summabäumen hindurch, dicht an das Militär heran — ein jeder Einzelne erhob sich, den Sombros schwenkend, in den Steigbügel, ja, ein gewandter Reiter stieg auf den Sattel und „Hurra, hurra, ebella Barbara!“ tönte es durch den Lärm.

Ein englisches Kommandowort — die Soldaten machten Front gegen die verwegene Schaar, die im Au lachend und scherzend im Staube verschwand.

Sie stand wie angewurzelt, die Menge trug mich mit, vergebens strengte ich mich an, die Unglückliche zu erblicken — nur einen Augenblick bligte zwischen den Uniformen etwas Rothes auf — ihr Kopf schielte wohl. Ein Maulthier zog den zweierdigeren Karren.

Einige Minuten darauf schloß sich das hölzerne Thor des Städtchens, und der Mob schlug mit den Fäusten dagegen — sie zitterte bedenklich darunter; überhaupt machte das hölzerne Schilde durchsicht nicht den Eindruck besonderer Sicherheit, und — offen gesagt — ich machte mir abenteuerliche Gedanken darüber.

Zwei Tage darauf sollte die Verhandlung sein, das geht rasch hier zu Lande in solchen ostenlandigen Fällen. Da war in Phoenix mehr zu erfahren als in Gila Bend, und so blieb ich.

Es herrschte eine Gewitterschwüle während dieser zwei Tage in dem kleinen Städtchen. Man glaubte einen gefährlichen Gast zu haben in der City Hall, die jetzt sorgfältig bewacht war, und in der ersten Nacht brachte manches Ohr in die stille Nacht hinaus, ob sich nicht Hufschlag vernahmen ließ oder der Schlagschrei der Mannbänder, die für ihre Herrin in den Tod ritten. Aber nichts rührte sich — ich glaubte bestimmt, daß die Reiter entkommen waren. Der Tag über war Barbara der Mittelpunkt jedes Gespräches. Sie wurde die Heldin jeder kleinen That, jeder großsprecherischen Rede; man wetzte für und gegen ihre Verurtheilung zum Tode, man sprach von der morgigen Gerichtsverhandlung, wie in Paris von irgend einer begierig erwarteten Theateraufführung.

Auch die zweite Nacht verging ohne jedes Ereigniß.

Zur Gerichtsverhandlung war außerdem ein neues Pöbel-Milieu eingetroffen aus einem benachbarten Ort, das die jetzt zu einer ungeheuren Zahl angewandten Schaar von Vaqueros und Koll aller Art aus der Umgegend nicht mehr gefährlich erscheinen ließ.

Das war eine heule Versammlung in dem kleinen, herrenverlassenen Saale der City Hall, die da schon zwei Stunden vor Eröffnung der Sitzung beschaulich war, und wenn man sie näher betrachtete, fingen Einzelne Besorgniß an, ob es einem Richter hier möglich sein würde, ein von der Volksherrschaft vollständig unabhängiges Urtheil zu fällen, denn es fehlte nicht an Mitteln, derselben am Ende entgegen zu setzen. Alle Augen von

Waffen stakten in den Gürteln. Blüthen lehteten in den Esen, waren über die Schültern geworfen. Miner, Vaqueros, Halbindianer, theatralisch gekleidete Abenteurer in mit bunten Fransen besetzten Lederhosen, dazwischen behäbige Farmer, Kaufleute, Soldaten, das Alles drängte sich, heftig gestikulirend, höchste Erregung in Wort und Bild, durcheinander. Durch die geöffnete Thür, durch welche immer neue Massen hereindrängten, blickte man in die goldige, im grellen Sonnenlicht glühende „Plaza“, von der aus über unzählige Köpfe eine dümmige, staubgetränkte, glühende Atmosphäre hereintwehte und sich mit dem dichten Zigarettenqualm zu einer grauen und heißen Wolke verdichtete, die über Allem lagerte.

Ich hatte durch eine Bekanntschaft mit dem City-mayor einen guten Platz neben dem Gerichtstisch erhalten, unter den staubbedeckten, fliegenbeschmutzten Tischen Washington's und Lincoln's. Die Justiz in den Territorien war damals, wenn auch in den Händen des Staates und von Washington aus gewissermaßen kontrollirt, doch noch mehr oder minder Volksjustiz und unterlagte sich davon eigentlich nur in der äußeren Form, welche streng anrecht erhalten wurde. Das County wählte seinen Richter, gewöhnlich einen der weißbegüterten, volkshühnlichsten Grundbesitzer, von dem weiter keine juristischen Kenntnisse verlangt wurden, als langjährige Praxis und gesunder Menschenverstand, während die Geschworenen aus allen Schichten der Bevölkerung sich zusammenfügten.

Ein Advokat aus Prescottte war telegraphisch berufen worden, um die Vertheidigung Barbara's zu übernehmen, die ja, wie dieser mir selbst auf meine ersuchte Frage, wie er nur im Stande sei, in zwei Tagen das ganze Material zu bewältigen, allein in der geschäftig geworden, genährten und zuletzt entflammten Sympathie der größtentheils aus Landbesitzer bestehenden Jury und noch mehr des anwesenden Publikums bestehen konnte, durchaus nicht in Verrechnung und Bemäuelung der That-sachen, wie es in zivilisirten Ländern Sitte sei. Darauf ließ sich dieses Volk nicht ein, wenn es einmal von einer Schuld überzeugt sei wie hier; das beschloßener nur die Sache. Er trat eben, schwarz gekleidet, als vertheidige er in einem New-Yorker Gerichtssaal, ein und mußte prüfend die Anwesenden. Die Zusammenstellung schien ihm wohl sehr wichtig zu sein.

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte ich ihn.

Er zuckte die Achseln.

„Bestimmt viel Militär hier,“ sagte er, auf die Fenster deutend, hinter denen die auf und ab gehenden Patrouillen sichtbar waren. „Das ist schlimm in solchen Fällen — sonst — das Publikum wäre gut, viele junge Leute, größtentheils Mexikaner, heißes Blut — keine Angst von Gerechtigkeit — na, will sehen, wer die Geschworenen sind — nur nicht viele Cattle-Ranchers, hoffe ich, sonst ist sie verloren, die haben ihr den Tod geschworen.“

Die Jungen saßen in der ersten Bank, es waren

nur wenige. Farmer, Vaqueros, die von Barbara's Leuten bestohlen worden; der Treiber einer Postkutsche, der geschworen, sie bei einem Ueberfall erkannt zu haben; ein Fandangohausbesitzer von Pima, in dessen Haus Nafaele einen über den Haufen schob, der einen Streit mit seinem Gefährten anfang; dieser Gefährte soll Barbara gewesen sein.

Im großen Ganzen waren ja alle diese Mäheren und verwegenen Unternehmungen, durch welche die Schaar der Mannbänder die ganze Gegend in Schrecken versetzten, im Schutze der Nacht und in sorgfältiger Verhüllung geschehen, und die Urheber-schaft durch Barbara und Nafaele größtentheils so wenig nachweisbar, daß dieselben in einem zivilisirten Lande dafür kaum hätten verurtheilt werden können — hier aber genügten einige bewiesene Fälle vollständig, den Weiden auch alles Uebri-gere zu legen, und nicht mit Unrecht nach der nie fehlenden Erfahrung, die man hier zu Lande gemacht, daß eine Konkurrenz im Räuberwesen nie stattfindet und sich alle Ritter von der Straße, wenigstens einer Landtschaft, unter einer bewährten Führung einigten.

Der Richter trat ein mit seinen Beisitzern und den Geschworenen. Ein bejahrter Mann von so reiner Vaqueroasse, wie man sie in diesem Staate selten antrifft. Die ausgehörene Oberlippe gab seinem ohnehin scharfen, ernsten Gesicht etwas auffallend Hartes. Er warf keinen Blick auf das Publikum, zog unter dem schwarzen Talar, den er nach amerikanischer, aus England importirter Gerichts-sitte über einem hirschelebenern Anzug trug, der vorne an der Brust sichtbar war, einen Revolver, legte ihn vor sich auf das Pult, wartete einen Augenblick, bis die Geschworenen, welche, wie ich zu meinem Schrecken sah — auch der Advokat machte ein bedenkliches Gesicht zu mir herüber — größtentheils aus amerikanischen Farmern und Grundbesitzern bestand, Platz genommen hatten, und drückte auf eine Metallglocke.

Der wirre Lärm verstummte. Lautlose Stille. Das wogende Meer von Köpfen war erstarrt; man hörte nur das Gebrausch unzähliger Fliegen, jeder Blick hing an einer kleinen Thür rechts von der Richtertribüne.

Mir schlug das Herz bis an den Hals hinauf.

Der Richter mit der nackten Oberlippe stocherte sich die Zähne — das entsetzte mich.

Siekt öffnete sich die Thüre. Zwei Soldaten traten heraus, hinter ihnen erblickte ich eine männliche Gestalt, gefesselt, sie traten beiseite — Barbara in männlicher Kleidung, wohl wie sie zum sterbenden Vater geschlichen war, in der Tracht der Vaqueros, nur das üppige Schwarzhaar fiel von dem unbedeckten Haupt offen über die Schültern herab und verrieth ihr Geschlecht. Sie erhob den Kopf — ich fuhr zusammen — eine häßliche, schwarz unterlaufene, offenbar frische Wunde auf der Stirn und der linken Wange gab dem blassen, trotigen Gesicht etwas dämonisch Entsetzliches. Es rührte nicht, es

schreckte nur, auch kam ihre hohe Gestalt in der männlichen Kleidung nicht so zur Geltung.

Ein unheimliches Lachen ging durch die Menge und eine brausende Woge wälzte sich ihr zu, der Sympathie oder des Hasses, war schwer zu enträthseln.

Der Richter verlangte energisch Ruhe, indem er mit dem Revolver auf das Pult klopfte. Dann begannen die Formalitäten, die streng aufrecht gehalten wurden. Die Anklage lautete auf Pferdediebstahl und Raub in Gemeinschaft mit Rafael Sunol, den der Tod der sühnenden Gerechtigkeit entzogen.

„Was hast Du darauf zu erwidern, Barbara Pacheco?“ fragte der Richter, den Advokaten ganz übersehend.

Als dieser für sie das Wort ergreifen wollte, winkte er ihr mit unerwarteter Ruhe ab.

„Wir wollen sie selbst hören,“ sagte er in einem echten Yankee-Tone. „Spreche offen, Barbara Pacheco, leugnen wird Dir wenig nützen. Du und Rafael waren die Anführer der gefährlichen ‚blaubands‘, nicht so?“

„Ja, das waren wir!“ erwiderte sie fest.

Eine heftige Bewegung ging durch die Versammlung; man wußte es ja schon lange, aber dieses unumwundene Geständnis überraschte doch.

Der Advokat rückte ungeduldig auf seinem Sessel und war immer auf dem Sprung, das Wort zu ergreifen, doch der Richter ließ ihn nicht dazu kommen.

„Und wer sind die blaubands? Kennt Du ihre Namen?“ fragte er weiter.

Barbara lachte höhnisch auf und senkte dann wieder, ohne zu antworten, das Haupt. Auch im Zuschauerraum lachte man, sogar einige Bravos wurden laut.

Der Richter schien das alles nicht zu sehen und zu hören, mit unerwarteter Ruhe fragte er weiter:

„Du nennst also Keinen? All right! Du verließest vor zwei Jahren Deinen Vater, um Rafael Sunol, Deinem Geliebten, zu folgen, und dieser verführte Dich zum Verbrechen, nicht wahr?“

„Ja, so ist es,“ antwortete sie, „und ich folgte ihm, weil ich ihn liebte, weil ich ihm folgen mußte.“

„Und fandest Du Gefallen an seinem Räuberleben?“

„Ich freute mich, mich rächen zu können an den Reichen. Jim Bridger wollte meinen Vater hängen lassen vor zwei Jahren auf den bloßen Verdacht hin, daß er ihm ein Pferd gestohlen. An ihn dachte ich zuerst, und er hat es auch bitter büßen müssen, dann — ja, Ihr habt recht, dann fand ich selbst Gefallen daran — am Pferdebestehlen, Semor; bei einem Straßenraube, von dem Ihr sprecht, war ich nie dabei — das that Rafael. Was liegt mir am Geld! Ich besitze ja nichts.“

„Und doch hast Du viele junge Leute zu dem Handwerk verführt.“

„Ich verführte Keinen! Sie kamen alle selbst und bettelten, daß ich sie bei mir behalte, daß sie ein Hand tragen dürfen mit meinem Namen und dem Hut. Es waren Leute dabei, die nie einen Besen gestohlen — zuletzt war ich stolz auf die Jungen, die für mich Alles thaten, und ich mußte doch auch für sie sorgen. Wir lebten schlecht, aber leben mußten wir, und nach Hause wollte keiner mehr — ich am wenigsten.“

„Da würdet Ihr zu Räubern.“

Barbara zuckte die Achseln und nickte mit dem Haupte.

„Wir mußten es werden,“ sagte sie in eigenhümlicher Schlussfolgerung.

Die Erregung des Publikums während ihrer Erzählung war eine gewaltige; die jungen Leute, mexikanisches Blut, drängten sich gewaltsam vor, Partei nehmend für Barbara. Der mystische Zug, der, wie sie selbst sagte, manchen ehrlichen Kameraden ihr folgen ließ, wirkte, nur erzählt, auf diese leicht erregten Gemüther. Die Pferdediebin, die sie unzählige Male überlistet, die ihnen manche schlaflose Nacht gekostet, der sie den Tod geschworen, verschwand immer mehr, und an ihre Stelle trat die phantastische, kühne Abenteurerin, die, von Raube

erfüllt für erlittenes Unrecht, dem Geliebten rücksichtslos in die Wildnis folgte und dort, umringt von einer Schaar junger Männer, die ein verlockendes, wilder Zauber an sie band, ein waghalsiges, wenn auch aller Ordnung Hohn sprechendes, so doch kühnes, jede Gefahr verachtendes Leben führten.

Der Advokat lachte sich in die Faust; er sah jetzt ganz ruhig. Das hätte er selbst nicht besser machen können. Er lauschte sorgfältig auf die anschwellende Brandung hinter ihm, die sich jetzt gegen den Richter heranzuwälzen schien. Der spielte ohne die geringste Bewegung in den eisernen Zügen mit dem Revolver.

„Was hattest Du bei Deinem Vater zu suchen, der Dir sein Haus verboten und mit Dir und Deinem Geliebten nichts mehr zu thun haben wollte?“ fragte er weiter.

Barbara sah ihn groß an.

„Er lag auf dem Totenbett, Semor,“ sagte sie kurz, in einem Tone, der selbst den trockensten Richter über seine ungeschickte Frage erröthen machte. Höhnisches Gelächter, drohendes Gemurmel ertönte; er wollte sich sichtlich verbessern.

„Aber Du mußt doch befürchten, gefangen zu werden. Warum kommst Du nur mit Rafael? Wo bleiben Deine Leute?“

„Ich hatte nichts zu fürchten, Semor. Es gab einen Ausgang aus Pacheco's Haus, den Niemand wußte außer ich und Rafael. Ihr hättet das ganze Haus umschließen können und hättet uns doch nie gefangen, deshalb kamen wir allein.“

„Und warum benützt Ihr diesen geheimen Ausgang nicht?“

Barbara schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. Ihre Ruhe verließ sie, sie wandte sich drohend gegen den Richter.

„Weil ich meinen sterbenden Vater nicht verbrennen lassen konnte in dem Feuer, das die elenden Buben angezündet, ohne um den unschuldig Sterbenden sich zu kümmern. Der Ausgang war nicht mehr zu erreichen, bis wir ihn aus dem Bette brachten; da nahm ich ihn in die Arme, Rafael ging voraus zur Hausthür hinaus, mitten unter unsere Feinde. Sie erschossen ihn, weil sie zu feig waren, ihn zu fangen, und fielen über mich her — der Vater war gestorben in meinen Armen. So wurde die Barbara gefangen.“

Ein höllischer Lärm erhob sich auf die lautlose Stille, in der sie sprach. Ausrufe entfesselter Leidenschaft, der Wuth, der Begeisterung.

„Hurrah, Barbara!“

„Schurken!“

„Feigheit!“

„In's Feuer mit dem ganzen Gezücht!“

„Nur Wuth, Richter, Geschworene!“ Das prasselte Alles durcheinander.

Die ganze Masse war in wilder Gährung, Hände fuchtelten in der Luft, die Köpfe wogten auf und ab, Augen blitzten wie Funken dazwischen, darüber eine dicke Staub- und Rauchwolke, die jeden Augenblick lichterloh sich zu entzünden drohte von der aus Hunderten von Leibern aufsteigenden Gluthitze.

Die Geschworenen machten ängstliche Gesichter; der Advokat sah mit vor Freude glänzenden Augen zu. Der Richter verzog keine Miene, der Zug um den Mund wurde noch herber, nicht die leiseste Röthe zeigte sich auf den gelben, lederartigen Wangen. Er winkte nur einem Diener mit den Augenbrauen, der verschwand eilig und gleich darauf vernahm man das Rasseln von Gewehren, taktmäßige Schritte, die amerikanischen Uniformen erschienen an den bis zum Boden reichenden Fenstern, das ganze Haus war umstellt.

„Wenn nicht sofort Ruhe eintritt und jede Gemüthsregung des Publikums in der Versammlung unterbleibt, bin ich gezwungen, den Saal räumen zu lassen!“ scharrte der Richter.

„Ich bewunderte den Mann, der mit stolischer Ruhe diese Worte im Angesicht dieser zügellosen, wohlbewaffneten Menge sprach; die Wahl der Landschaft war unbedingt auf den richtigen Mann gefallen, das mußte ich zugeben, so wenig günstig dieselbe auch für Barbara war, für die ich jetzt

nach Anhörung des heroischen Schlusses ihrer Laufbahn wieder die alten, lebhaften Sympathien fühlte. Die Jengen wurden vorgerufen. Sie machten unter dem Druck der Volksmassen hinter sich insgesammt sehr unbestimmte, zweifelhafte Aussagen und beriefen sich mehr auf das allgemeine Gerücht, das Barbara als Thäterin bezeichnete, als auf ihre eigene Ueberzeugung.

Dann hat der Advokat um das Wort, seine Zeit war gekommen. Mit theatralischem Pathos sich in die Brust werfend, begann er, unter lauten Hurrahs und Zurufen, bei der angeborenen Ritterlichkeit der spanischen Nation, die leider nur zu leicht in Abenteurersucht ausartete und solche Erscheinungen erzeuge wie die schöne Barbara, und schloß nach einer Reihe von geschickt angebrachten volkstümlichen Erzählungen über diesen weiblichen Desperado, den treue Liebe in die Wildnis getrieben, die Noth auf diese schlimme Bahn geführt, mit einem gefühlswarmen Appell an die Geschworenen, in dem er die tragische Szene, wie die verrathene Barbara, den sterbenden Vater im Arme, sich freiwillig opfert in der ganzen ihr innewohnenden Seelengröße, in lebhaften Farben schilderte. Die Wirkung war und mußte eine durchschlagende sein. Die jungen Vaqueros sprangen über die Balustrade, die den Zuschauerraum vom Gerichtshof trennt und hielten ihn auf ihre Schultern gehoben, wenn die Soldaten sie nicht zurückgedrängt.

Trotz alledem hielt der Richter in einer sachlichen Rede, die jedem seiner Kollegen in der alten Welt alle Ehre gemacht hätte, ohne sich verblüffen oder einschüchtern zu lassen, seine Anklage aufrecht. Die Geschworenen zogen sich zurück, nicht ohne einige ihnen aus dem Publikum zugerufene Drohworte.

Der Advokat trat zu mir, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und lachte mir hinter dem Taschentuche vergnügt zu. „Vortrefflich gegangen — was? Höchstens drei Jahre Gefängniß!“

Im Zuschauerraum war eine verhältnißmäßige Ruhe eingetreten. Man besprach in Gruppen die zu erwartende Entscheidung, und feurige Blicke schossen hinüber zu Barbara, die stumpfsinnig, offenbar von heftigem Seelenschmerz gepeinigt, in sich versunken dafas. Wäre sie aufgestanden und hätte eine zündende Rede gehalten wie damals, als sie ihren Vater vom Tode rettete unter der Agave auf Pacheco's Ranch, weiß Gott, was geschehen wäre. Sie trug jetzt einen Verband über der wunden Stirne und machte den Eindruck einer schwer Leidenden, körperlich und geistig Gebrochenen. — Die Berathung währte kurz, die Geschworenen kehrten zurück.

„Wie lautet Euer Spruch?“ fragte der Richter. „Schuldig des Diebstahls, nicht schuldig des Raubes. Drei Jahre Gefängniß,“ sprach der Obmann.

Barbara hörte gleichgültig den Urtheilsspruch. Die Stirn schmerzte sie wohl heftig, sie hielt die Hand daran, und ihr todtbleiches Gesicht verzog sich schmerzlich.

Die Wände erzitterten von dem Beifallsjubel der Menge; man ließ die Geschworenen leben, Barbara, den Richter, sogar, man schwenkte Lächer, Revolver, Messer.

Es war höchste Zeit, daß die Soldaten Barbara in ihre Mitte nahmen und mit ihr verschwanden, sonst hätte man sie auf den Schultern zum Saale hinausgetragen. Ich sah sie mit Behmutz scheiden — welche trübe Zukunft lag vor ihr — drei Jahre Gefängniß! Es war ja ein mildes Urtheil, aber für sie, die Freiheitsliebende, Ungezügelter, war es wohl der Tod, und wenn nicht — was dann? Entstellt durch die Wunde, fremd und heimatlos? Dann wäre die Zeit für Garcia, seine Liebe zu ihr zu beweisen; sollte er sie denn ganz vergessen haben? Wenn ich ihn nur zu finden wüßte, ich würde ihm schon in das Gewissen reden, dachte ich.

Nach der Verhandlung entwickelte sich bei der Ansammlung so vieler Leute ein kleines Volksfest. Alte Bekannte, die sich Jahre lang nicht gesehen, trafen sich; Geschäfte wurden abgewickelt; die Barrooms, die Spielhäuser waren überfüllt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ich hab es gerne

Ich hab es gerne, wenn Nebel liegt... jener schwere, dicke Herbst- und Winternebel, durch den die Sonne nicht mehr durchstrahlt, so daß es wie weiße Nacht in den Straßen steht.

es ist so schön still dann überall... das laute Rauseln und Rollen des Alltags dämpft sich zu leisem, heimlichem Summen, das ganze Leben räumt in's Traumbüchlein hinterher und nur ein kleines Stückchen, daß du überlebst...

Ich hab es gerne drum, wenn Nebel liegt: es ist so traulich und so heimlich dann auf Erden... die großen Dächer verfließen, die stützenden Bögen verträumen und all die Narbe in der Brust verstummt und das qualende Hüftschmerzen in's Weite... lächelnd kehrt die Sehnsucht aus der Ferne und ein jähg Frohsein schmeichelt sich in's Herz und läßt mit Kinderstippen alle seine Wunden zu, und inniger schmiegelt der Wunsch sich an die Nähe.

Es ist wie ein still Zubausein, wie ein Besinnen auf sich selbst und Kräfte sammeln... es ist, wie wenn du aus dem Lärm der Fremde für ein paar Stunden einmal in die Heimath kommst und durch die alten, lieben, engen Gassen gehst... du weißt, man kennt dich hier... man hat dich lieb... du wirst dir selber wieder lieb... und fühlst als Ganzes dich... und fester tritt dein Fuß auf, ruhiger und fester... und freudiger siehst du nachher die bunte Ferne sich enthüllen wieder...

Ich hab es gerne drum, wenn Nebel liegt... es ist so traulich und so heimlich dann auf Erden!
Caesar Platzhüter.
(Aus: „Der Alltag und Sonne“ v. F. Jostine & Co., Berlin.)

Der Geigenmacher. Ein Schnitzer nur, aber ein Künstler in seinem Fach: ein Geigenbauer. Ein Mann, der etwas geschaffen und sich freut über das unter seinen Händen Gewordene. Nahe hat es genug geliebt und Schweiß noch mehr. Schon die Auslese der Holzart war nicht leicht; Fichte für den Obertheil, für den Boden Ahorn und Hölzchenbaum für die Wirbel. Und das Holz mußte ohne Fehl sein und Jahre lang abgelagert; Hirschholz der Ahorn; bei der Jahre eine Jahresweite genau so breit wie die andere. Jetzt ist das Instrument fertig. Das Werk ist gelungen. Kräftig und doch elegant der Körper, über den feines Holz kränzt sich die zierliche Schneide. Und der Ton entspricht der Form; gleichmäßig und rein, voll und von jener Saige, die an goldüberhautes Braun denken läßt. Aus den Augen des Meisters strahlt die Freude, das Instrument wird ihm Ehre machen, ihm und seiner Kunst.

Die Holzarten des Geigenbauers fällt in das 17. und 18. Jahrhundert. Erreichte in Oberitalien war der Ursprung. Hier hießen die Amati, Stradivari, Guarneri ihre Instrumente, über die man heute noch spricht, und denen man nachspürt, wie einem Gemälde von Raphael. Im Besitz der Dampfer ist der Geigenbau eine Industrie geworden, in München, Linz (Eiffen) und Schönbach (Böhmen) ist die Geige Massenartikel. Eine Hausindustrie mit vollständig handwerklicher Arbeitsweise. Der eine Arbeiter macht nur Sägen, ein anderer Boden, der schneidet Griffbrett, jener macht Wirbel, einer spannt Saiten und wieder ein anderer „setzt zusammen“. Und noch eine Arbeitsteilung gibt es in dieser Gegend, aber ihre Zahl ist gering. Meist sind es Männer in geistigen Jahren. Sie beherrschen die Kunst des Geigenbauers noch vollständig. An sie gehen die Händler und Käufer der Gegend ihre bestellten und zerbrochenen Instrumente. Es sind nur wenige Saiten, und manches dieser Instrumente kann ein ständiges Nacharbeiten erfordern. Und der Arbeiter nimmt das Instrument, das Tausende gekostet, befreit sich den Schäden, fängt und repariert, spannt und schneidet und leimt, probiert und fängt wieder an, bis das Werk geistig, Form, Ton und Klang wieder geworden wie vor und es. Dichtig kommt eine solche Reparatur nicht. Aber die Arbeiter müssen davon sein, denn sie sind ihre Kunst nicht verkaufen können.

Ein morgenländischer Volkstanz. Wie man den großen, gelblichen Schiffschiffen Lärm von Sinesien (im 2. Jh. v. Chr.) manchmal mit dem Namen des antiken Volkstanz belegt hat, so wird ein berühmter persischer

Dichter öfters als der morgenländische Voltaire bezeichnet: Omar Chijam aus Nischapur. Hier wie dort hinkt das Gleichniß ganz erheblich. Wahr ist aber, daß der um 1100 n. Chr. lebende, als Dichter wie als Mathematiker und Astronom berühmte Omar Chijam in seinen vierzeitigen, von Schack ausgezeichnet übersehten Epigrammen mit großer Vorliebe scharfe Pfeile des Spottes entsendet gegen den rechtgläubigen Islām, wie alle herrschenden Kirchengemeinschaften überhaupt und gegen das verlogene, verblummende Treiben einer verderbten Geistlichkeit und dabei zu äußerst freigeistigen Ergebnissen gelangt. Wenn er sich z. B. dahin äußert:

Wenn in meines Herzens Tiefen nur die Saat der Liebe sprießt, Gleich ist's, ob du in Moscheen oder Obtentempeln kniest; Saß Du in das Buch der Liebe deinen Namen eingeschrieben, Nicht mehr denkst du dann an Strafe oder an Belohnung drüben.

so erklaart man darüber, daß dieser Mann zur selben Zeit wirkte, als im mittelalterlichen Abendlande der Katholizismus in unbefrönter Autorität waltete. Er glaubt nicht an das im Koran ausgemalte Jenseits:

„Geschaffen hat den Himmel nur der Mensch durch sein Verlangen; Die Hölle ist ein Schatten nur, den unser Geist voll Baugen In jenen Abgrund wirft, der halb uns wiederum beschlingt, Nachdem wir erst vor kurzer Zeit aus ihm herborgegangen.“

So vermag er keine der bestehenden Kirchengemeinschaften als den wahren Heilsweg anzuerkennen:

„Ueber die Religionen finden Viele und die Glaubensketten, Zwischen Zuberfucht und Zweifel schwanken And're fort und fort; Doch ein Ruf wird einst erklingen: O ihr Geistesnachtbedeckten, Wißt, der wahre Weg zum Heile liegt nicht hier und liegt nicht dort.“

Daß er aber darum kein Atheist war, erhellt aus dem folgenden Epigramm:

„Bon wohl sechzig Religionen hör' ich, die's auf Erden giebt; Doch, die wahre Religion ist die nur, daß der Mensch dich liebt. Islam, Gottesdienst und Glaube — ferne mag dies Possenspiel, Dieses eille jetzt mir bleiben! Du nur, du nur bist mein Ziel.“

Der hier angedeutet wird, daß ist kein persönlicher, außerweltlicher Gott, sondern das dem Omar als bejelt geltende Weltall: die Natur ist mit Gott ein und dasselbe; er ist also Pantheist. So versteht man denn seine Verse:

„Ansonst suchst du den Götzen festzuhalten; Ein durch der Schöpfung Wern freibt Es ihn in tausendfältigen Gestalten; Sie wechseln und vergehn; er bleibt.“

So lebt das Göttliche auch im Weine:

„Dieser Wein, der in verschiedenen Formen sich den Sinnen weilt, Bald als Saft in Reben fließet, bald in Menschenadern fließt, Züchte nicht, daß er verschwinden jemals könne ohne Spur, Seine Weisheit ist ewig, seine Formen wechseln nur.“

Die Lobpreisung des im Koran verbotenen Weingenußes und der Liebe ist eines seiner Lieblingsthema:

„Eine Flasche roten Weines und ein Büchlein mit Gedichten Und die Hälfte eines Brotes, And'res wünscht' ich mir nicht; Dann nur irgend eine Mütze, um mit dir darzu zu wohnen, Und beides will ich fürder keinen Herrscher von Millionen.“

Man darf Omar Chijam aber deshalb doch nicht für einen lebenslustigen, sorglosen Epikureer halten. Vielmehr ist in ihm hart entwickelt das Gefühl entgegenwärtiger Weltanschauung, der, in dem Gedanken an die vielen Mängel der Schöpfung und vor allem an die engen Grenzen menschlichen Wissens und Willens, des Lebens Untergrund mit Bewußtsein genießt. Das spricht schon vernehmlich aus einem seiner Heilwörter:

„Ich habe des Dajens Höhen und Tiefen, so viel es der Geist vermag, durchdrungen, Und Alles, was irgend das Denken erweist;

Doch nennt mich Trost, wenn nicht von Allen, was der Mensch sich emporgeschwungen, Das Beste, Höchste der Weintrausch ist.“

Einmal verlaßt er sich sogar im Sinne des alten Sprüchleins, im Wein sei Wahrheit nur allein:

„Wenn des Weines goldne Fluten aus dem Becher mich durchströmen, Und es mir im Freudenrausche schwindeln wird an allen Sinnen, Tausend Wunder seh' ich dann und höre Stimmen, die in klaren Worten mir das tiefste Wesen aller Dinge offenbaren.“

Bei nüchternen Sinnen dagegen erscheint ihm die Welt manchmal wie ein Spuk:

„Für eine magische Laterne ist diese ganze Welt zu halten, In welcher wir voll Schwindel leben; Die Sonne hängt d'rin als Lampe; die Bilder aber und Gestalten Sind wir, die d'rin vorüberfliegen.“

So klagt er noch am Abend seines Lebens:

„Hinter den geheimnisvollen Vorhang drang noch nie ein Blick, Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick; Zweihundert Jahre hab' ich Tag und Nacht darob gefonnen, Doch das Räthsel blieb mir dunkel, und mein Leben ist verkommen.“

Da er aber, von warmer Menschenliebe erfüllt, in gemeinnützigem Wirken immer freudig sich bemüht hatte, übte er sein Leben doch nicht als ein Verlorenes, und er starb ungerne, weil er noch viel zu sagen hatte:

„Schon lassen muß ich diese Welt; von hundert Edelsteinen, Durch die ich sie erfreun gewollt, ach! gab ich ihr nur einen, Und der Gedanken viel, die sie noch nicht vermocht' zu fassen, Muß ich unausgesprochen nun mit mir begraben lassen.“

Daß die Frommen den rücksichtslossten Spötter mit ihrem aufrichtigen Gabe beehrten, ihn verfolgten und ihm nach dem Leben trachteten, bedarf kaum der Erwähnung. Omar Chijam war eben seiner Zeit so weit voraus, daß man kaum zu glauben vermag, er sei im Jahre 1133 gestorben; mühen seine Gedichte doch wie etwas ganz Modernes an. — cy.

Bilder als Pseudonyme. Mer die Geschichte des Pseudonyms verfolgt, wird finden, daß sich ein Name nicht nur hinter Buchstaben, Silben und Worte versteckt, sondern sich oft durch Abbildung von Dingen darstellt, die in irgend einer Beziehung zu dem Namen gebracht werden können. Edwin Wortmann giebt in seinem Buche: „Die Kunst des Pseudonyms“ (Leipzig, E. Wermann's Selbstverlag) hierfür einige Beispiele: Julius Caesar ließ auf einigen seiner Münzen einen Elefanten abbilden, weil in Mauritien der Elefant Caesar hieß. Cicero unterzeichnete gelegentlich seinen Namen Marcus Tullius und malte dahinter eine Kichererbsie, denn die Kichererbsie heißt auf Lateinisch: „cicer“. Wilhelm von Oranien wurde seiner kurzen Nase wegen mit dem Spottnamen „Cort nez“ (Kurznas) belegt. Um seine Erhabenheit über diesen Spott auszudrücken, nahm er ein „Cornet“ (Hörnchen) in sein Wappen auf, weil dieses Wort an „Cort nez“ erinnerte. Lucas Krug, ein Maler des 15. Jahrhunderts, signierte seine Bilder mit einem „Krug“, den er zwischen die Anfangsbuchstaben seines Namens setzte. Ähnlich signierte der Maler Zuberlin seine Gemälde mit einem kleinen „Zuber“. Auch Arnold Böcklin brachte als Symbol seines Namens auf seinen Bildern gern ein „Böcklein“ an.

Fast noch beliebter als bei Malern, ist bei Berlegern und Buchhändlern die Sitte, ihrem Namen bildliche Darstellung zu geben. Die Leipziger Firma C. A. Seemann hat als Marke eine Masthühne, die von dem Arme eines Seemanns umschlungen wird. Der Leipziger Verleger Johannes Grunow hat als Signum einen Apollo, der auf „grüner Au“ sitzt. Auch die Autoren machten von dem bildlichen Pseudonym ausgiebigen Gebrauch. Johannes Nitzsch unterzeichnete oft mit der Abbildung eines Namens, der in der einen Hand einen Kal, in der anderen einen Krebs hielt; das sollte bedeuten, daß man es mit einem „Nitzsch“ und mit einem „harten“, fischhühnlichem Thiere zu thun habe. —

Nachdruck des Inhalts verboten!